

NUR FÜR EINHEIMISCHE

Sie dürfen hier arbeiten, aber sesshaft
werden sollen sie nicht: Rassismus
in Südtirol, am Beispiel Wohnen.

von Alexander van Gerven

Imran sitzt in seinem Auto in der Bozner Industriezone. Draußen ist es grau. Imran ist gerade von der Arbeit gekommen. Wir sprechen über ein Problem, mit dem er seit seiner Ankunft in Italien vor zwanzig Jahren zu kämpfen hat: Wohnungssuche.

Im Frühjahr mussten Imran und seine Familie ihre Wohnung in einem Dorf im Raum Bozen verlassen. Danach waren sie gezwungen, eine einjährige Übergangslösung anzunehmen, die sie in den Ruin treibt: 1.500 Euro Wohnkosten pro Monat. So viel kann sich Imrans Familie auf Dauer nicht leisten. Alternativen sind aber keine in Sicht.

Auf dem Wohnungsmarkt erhält Imran, der die italienische Staatsbürgerschaft besitzt, entweder: keine Antwort (meistens); eine flüchtige Ausrede, sobald er seinen Namen nennt; oder eine Absage, wenn wer anderes für ihn den Kontakt hergestellt hat und er den potenziellen Vermieter persönlich getroffen hat.

Imran erzählt ruhig und mit Bedacht. Auch, dass ihm die Situation zusetzt, in eine Depression getrieben hat, dass er Schlaftabletten nehmen musste, um schlafen zu können, und Antidepressiva.

Imran ist nicht sein richtiger Name, er bat darum, seine persönlichen Details für seine Geschichte (ausführlich ab Seite 40

zu lesen) zu anonymisieren. So wie ihm, einem Mann mittleren Alters mit Vollzeitjob und einer Migrationsgeschichte, geht es vielen Menschen in Südtirol. Wie vielen genau, das lässt sich schwer sagen. Sie haben teils gut bezahlte Jobs, tun sich aber schwer, hier zu wohnen.

Anders gesagt: Sie sollen hier arbeiten, aber nicht hier leben. Dieses Fazit lässt sich ziehen, nachdem ff für diese Geschichte mit verschiedenen „Beteiligten“ gesprochen hat: mit Wohnungssuchenden und von Rassismus Betroffenen; mit Arbeitgebern; Immobilienmaklerinnen; mit Menschen, die in Hilfsorganisationen wie der Caritas, Volontarius oder dem Haus der Solidarität in Brixen arbeiten; mit Freiwilligen, die auf den Straßen unterwegs sind, um anderen zu helfen.

Der Wohnungsmarkt in Südtirol ist heißt umkämpft: Eine Immobilienmaklerin, die ihren Namen auch lieber nicht in der Zeitung lesen möchte, berichtet von 20 Wohngesuchen, die bei ihr pro Tag einlangen – bei einer verfügbaren Wohnung. Die Vermieterin kann also zwischen zwanzig Menschen aussuchen, mit erwartbarem Ergebnis, auch wenn sie zunächst vielleicht gar nicht „nur an Einheimische“ ausgeschrieben hatte, wie viele andere (auf Seite 39 finden Sie ein paar aktuelle Beispiele).

Wenn immer weiter steigende Kosten auf immer knapperen Wohnraum treffen, dann bleiben die zurück, die wir gerne als „die schwächeren Glieder“ in der Gesellschaft bezeichnen: Schwarze Menschen zum Beispiel. Wer „Schwarz“ großschreibt, verwendet einen politischen Begriff, den Schwarze Menschen selbst gewählt haben. Und nicht die Beschreibung einer Hautfarbe. Der Grund dafür, dass diese Menschen diskriminiert werden, etwa wenn sie eine Wohnung suchen, ist ja auch nicht ihre Hautfarbe, sondern die Tatsache, dass wir in einem rassistischen Land leben. Auch wenn wir das vielleicht nicht wahrhaben wollen. Das wird in jedem für diese Geschichte geführten Gespräch deutlich.

Das ist per se nichts Neues. Was neu ist: Die Situation spitzt sich zu. Derzeit liegen circa 3.500 gültige Gesuche für eine Sozialmietwohnung in den 116 Gemeinden Südtirols auf, der Großteil davon in Städten wie Bozen (plus 20 Prozent im Vergleich zum Vorjahr) und Meran (ebenfalls ungefähr plus 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr). Auf dem freien Wohnungsmarkt, rechnet das Arbeitsförderungsinstitut Afi vor, geben Menschen mit einem Südtiroler Durchschnittsgehalt mittlerweile bis zu 70 Prozent ihres Einkommens fürs Wohnen aus.



Eine Wohnung zu finden,
das wird in Südtirol
immer schwieriger.
Für Menschen, die von
Rassismus betroffen
sind, noch einmal mehr.
Auch wenn sie es sich
leisten könnten.

Ein Industrieunternehmer sagt zu ff: „In den letzten fünf Jahren ist es viel schwieriger geworden, Personal von außerhalb zu finden. Wir sind nicht wettbewerbsfähig, weil hier die Wohn- und Lebenskosten so hoch sind. Die Schwächsten werden bestraft von den Starken. Und das, obwohl hier so viel Arbeit wäre!“

Noch eine letzte Zahl: Eine im Jahr 2018 von der Gemeinde Bozen in Auftrag gegebene und kürzlich publik gewordene Studie berechnet allein für die Hauptstadt einen Wohnungsbedarf von bis zu 6.900 Wohnungen innerhalb der nächsten 16 Jahre.

„Für italiani“ sagt Oumar Kande, „ist es sehr schwierig zurzeit eine Wohnung zu finden. Für Schwarze noch viel schwieriger.“ Der 32-jährige Bozner, geboren in Senegal, weiß, wovon er spricht: Er sitzt im Beirat der ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürger der Stadt Bozen, hat ein großes Netzwerk an Freunden und Bekannten, macht interkulturelle

Mediation. Wir setzen uns eine Stunde lang in einem Café hin, die Erfahrungen sprudeln aus ihm heraus, eine Szene nach der anderen (*seine Geschichte: Seite 36*). Es wird ein ernüchterndes Gespräch. Zwischendurch rufen ihn Leute an, die ihn um Hilfe bitten.

Wenn Kande bei der Wohnungssuche abgewiesen wurde, obwohl er sich die Miete leisten könnte, obwohl er alle erforderlichen Dokumente hat, obwohl, wie in einem Fall, die potenzielle Vermieterin eigentlich eine Freundin, die ihm helfen könnte, ist, dann fragt er sich: Ist es der Rassismus? Ist es Angst? Haben die alle schlechte Erfahrungen gemacht? „Die Leute trauen Ausländern nicht“, sagt Kande und fügt hinzu: „Wenn ich von Ausländern spreche, dann meine ich Leute aus Westafrika, Schwarze.“

Kande hat in Südtirol sehr viele Wohnungen gesehen, wo Schwarze Menschen wohnen. Das sind die, sagt er, die übrig bleiben. „Aber klar: besser als nichts.“

„Nichts“, das heißt: Auf der Straße oder in einer Notunterkunft leben. Trotz Job. In Bozen heißt das oft: in einem Zelt am Eisackufer. Dort besuchen wir einen gebürtigen Westafrikaner, nennen wir ihn Joseph. Tagsüber schläft er, nachts arbeitet er: regulärer Job, befristeter Kurzzeitvertrag, schon sein zweiter. Anders als sein Zeltnachbar, der schon mehrere Jahre in Südtirol lebt, ist Joseph erst seit einigen Monaten hier. Bei einer der Notunterkünfte der Stadt steht er mit zurzeit über 130 anderen auf der Warteliste. Wasser holen sie sich hier vom Eisack, es ist ein Platz, anders als andere am Ufer, der auffallend sauber gehalten wird.

Als wir Joseph um ein Foto bitten, verschwindet er im Zelt und sagt: „Ihr seid Italiener, ich bin Ausländer, ihr könnt mit mir sowieso machen, was ihr wollt.“

Aktivistinnen haben allein in diesem Jahr 139 Zwangsräumungen in Bozen gezählt, angeordnet von der Gemeinde. Am Donnerstag vor zwei Wochen haben



sie – Aktivistinnen und Aktivisten, sozial Engagierte, Linke – deshalb eine Demonstration am Bozner Universitätsplatz organisiert. Sie sagen: Wenn Menschen, die am Bozner Eisackufer leben, obwohl sie einen bezahlten Job haben, zwangsgeräumt werden, dann ist das nur die sichtbare Spitze des Eisbergs.

Rund 800 Menschen sind in Südtirol zurzeit obdachlos, 500 davon haben einen Job. Sie bleiben zumeist unsichtbar. Darauf wies die Demonstration hin. Am Platz vor der Universität legten die Demonstrierenden Coronaschutzanzüge aus, dazu Kartons mit Aufschriften wie: „Ich arbeite in dieser Stadt, die keine Wohnung für mich hat.“ Später ziehen sie sich die Anzüge an, und die Masken, die das Unsichtbar-Machen dieser Menschen unterstreichen. Eine Aktivistin schickt ihrem Redebeitrag voraus, dass sie ihn eigentlich schon letztes Jahr geschrieben hat, dass es mit dem Wohnen in Bozen heuer noch schlimmer sei: Ausgrenzung aufgrund von Rassismus und Klassismus, Diskriminierung also aufgrund der sozialen Herkunft.

Die Demonstrierenden, es sind nicht mehr als fünfzig oder sechzig an diesem Abend, fordern unter anderem: das Ende der Zwangsräumungen und einen Plan für Notunterkünfte für alle Menschen ohne Wohnung; den Bau von rund 1.000 Sozialwohnungen, um den sich seit Jahren angehäuften Rückstand im öffentlichen Wohnbau aufzuholen. Sie beklagen außerdem die zwei- bis dreitausend leer stehenden Wohnungen in Bozen (in Südtirol sind es insgesamt fast 30.000). Ein Mitgrund für den Leerstand: Wer eine Wohnung leer stehen lässt, sie aber bei der Gemeinde als „Privatzimmerunterkunft“ meldet, kommt in den Genuss steuerlicher Vorteile.

Ein Demonstrationsteilnehmer aus Nordafrika berichtet von seinen eigenen Erfahrungen: Zwei Jahre lang hat er sich ohne Wohnung in Südtirol durchgekämpft, schließlich hat er über eine karitative Unterkunft und die Vermittlung einer gutwilligen Bekannten ein Zimmer in einer Wohnungsgemeinschaft gefunden. Die Alternativen, die er hatte: Untermiete bei einem Mann aus Pakistan, in einer Wohnung mit zehn Menschen,



„Die Spitze des Eisbergs“: In Zelten am Eisackufer in Bozen. Von rund 800 Obdachlosen in Südtirol haben etwa 500 einen Job.

je 250 Euro. Oder: Untermiete in einer Sechser-Unterkunft, zusammen mit vier anderen in einem Zimmer, 280 Euro pro Kopf. Ein anderes krasses Beispiel, das eine Gesprächsteilnehmerin dieser Geschichte nennt, mag man kaum glauben, sie versichert aber, dass es im Dorf ein offenes Geheimnis sei: Eine an sieben Menschen untervermietete Garage (500 Euro pro Kopf!) im Eisacktal. Ein Problem: Wer solche Fälle zur Anzeige bringt, setzt die Menschen, die dort wohnen, auf die Straße.

Untermieten, das heißt: kein Mietvertrag. Kein Mietvertrag heißt: kein Wohnsitz. Kein Wohnsitz heißt: Probleme bei der Aufenthaltsgenehmigung, bei der Quästur, bei der Jobsuche, beim Zugang zu sozialen Diensten, zur Hausärztin. Ein Teufelskreislauf, den viele in Kauf nehmen, weil es besser ist als nichts. Der Demonstrant aus Nordafrika findet es gut, dass hier demonstriert wird. Und ist gleichzeitig ein bisschen wütend auf die Studierenden, die etwas neugierig von der Uni herüberschauen, aber nicht mitmachen. „Dabei trifft sie das Wohnproblem doch genauso!“, sagt er.

Vanessa Ayama, 29 Jahre alt, gebürtige Kamerunerin, Mutter eines Kindes, studiert an der Uni Bozen. Sie kam vor acht Jahren nach Trient, um dort zu studieren. Nach dem Bachelor zog sie vor drei Jahren nach Bozen, um „Public Policies and Administration“ zu studieren, ein Master, der auf einen hochqualifizierten Job in Verwaltung und Institutionen vorbereitet. Sie bewarb sich im Sommer

für eine Wohnung, die für Studierende mit Kindern zur Verfügung steht – es gibt davon in Südtirol genau zwei! Im September bekam sie eine Absage. Vorübergehend kam sie bei Freunden unter. Seit Kurzem wohnt sie in einer Einzimmerwohnung, die sie mit Glück über eine Freundin bekommen hat. Die Miete: 500 Euro im Monat.

Wir treffen uns in einer Konditorei, Ayama hat nicht so viel Zeit: Ihr Kind und ihr Teilzeitjob in einer Anwaltskanzlei, mit dem sie sich das Studium finanziert, beanspruchen sie. Sie erzählt von den vielen Hürden, die ihr in Südtirol in den Weg gestellt werden.

**„ICH HABE DAS
GEFÜHL, DASS SICH
ALLES UM MICH
HERUM SCHLIESST.“**

Vanessa Ayama, Studentin

Lesen Sie weiter auf Seite 39

TITEL

„IST ES, WEIL ICH
SCHWARZ BIN?“

Oumar Kande, 32, Barkeeper

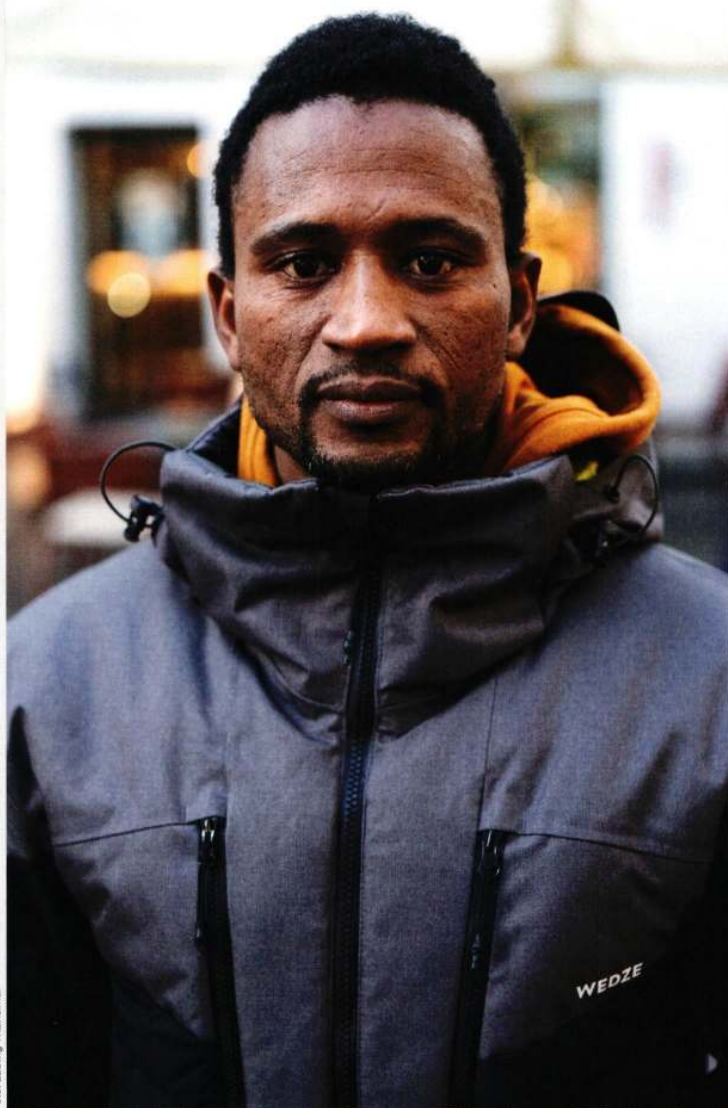


Foto: Ludwig Thalmann

Ich wohne jetzt seit bald vier Jahren in einer Wohnung in Bozen. Es war sehr schwierig etwas zu finden. Ich hatte Glück, habe die Vermieterin zufällig kennengelernt, während ich bei einem Arbeitskollegen untergebracht war. Davor habe ich zwei Jahre lang erfolglos gesucht, versucht, aus den verschiedenen Aufnahmезentren herauszukommen.

Ich habe die Sozialarbeiter gefragt, ob sie was wissen, wir haben auch gemeinsam nichts gefunden: auf dem privaten Markt nicht, in keiner der Unterkünfte der Caritas, auch nicht zusammen mit einer Mitarbeiterin der Caritas, nicht beim Kolpingheim oder im Haus Freinademetz und anderswo. Dann kam 2018 das decreto sicurezza von Salvini: Demnach musste jemand, der einen Arbeitsvertrag über sechs Monate und ein bestimmtes Gehalt etwas über 1.000 Euro hatte, aus den Aufnahmезentren raus. Also musste ich raus. Ich wollte aber auch raus, Inklusion funktioniert über die Aufnahmезentren nicht.

Einmal gab es da eine Frau, die hatte mir eine Wohnung ein bisschen außerhalb von Bozen versprochen. Eine Mitarbeiterin der Caritas hatte das eingefädelt. Als es darum ging, den Besichtigungstermin auszumachen, hat die Caritas-Mitarbeiterin gesagt, wir müssen der Besitzerin jetzt sagen, dass du Ausländer bist. Dann hat die Frau via Telefon abgesagt, plötzlich hätten sie es doch wem anderen gegeben.

Ein Arbeitskollege von mir, damals hab ich beim Lemayr gearbeitet, hat mir dann das Angebot gemacht: Du kannst bei mir ein Bett haben – aber ohne Vertrag und also ohne Wohnsitz. Ich habe gesagt: gut, was auch immer, um da rauszukommen. Ich musste ja und wollte auch. Dort war ich sechs Monate. Dann habe ich diese Frau zufällig beim Müllraustragen getroffen, die mir letztendlich eine Wohnung vermietet hat.

In der Zwischenzeit habe ich unendlich viele Wohnungen angefragt und angeschaut: angerufen, gemailt, vieles auch über Freunde. Einmal habe ich jemandem per Mail eine Anfrage geschickt, um 9 Uhr morgens. Um 9.30 Uhr hat er geantwortet: Die Wohnung ist verfügbar. Wir haben einen Termin mit der Agentur ausgemacht, er hat zugesagt, zwanzig Minuten später haben wir uns getroffen. Als wir uns gesehen haben, hat er plötzlich gesagt, ah, nein, ich kann dir die Wohnung doch nicht geben, und plötzlich über eine ganz andere Wohnung, unmöbliert, für 3.000 Euro monatlich, geredet. Ich habe gesagt: Reich bin ich nicht. Er sagte: Wenn du was willst, kannst du diese haben, wenn nicht, dann nichts.

Ich bin mir nicht ganz sicher, warum es so schwierig ist, hier eine Wohnung zu finden: Ist es der Rassismus? Meistens ist da Angst, mangelndes Vertrauen. Die Leute trauen Ausländern – wenn ich von Ausländern rede, meine ich: Leute aus Westafrika, Schwarze – nicht. Ich weiß nicht, haben sie alle schlechte Erfahrungen gemacht? Ich habe in Bozen sehr viele Wohnungen gesehen, wo Schwarze wohnen: Das sind die Wohnungen, die übrig bleiben. Die die anderen nicht wollen.

Wir Schwarzen leben entweder in Schlafsälen oder in Wobi-Wohnungen, auf die man mittlerweile zwei Jahre wartet. Oder du kommst bei jemandem unter und hast keinen Wohnsitz. Wir wissen: Um in Italien leben zu können, brauchst du einen Wohnsitz. Das führt dazu, dass sich viele auch einen machen lassen: Du zahlst, jemand „leiht“ dir eine Adresse, du hast einen Wohnsitz. Das machen sehr viele. Viele fragen auch mich darum. Ohne Wohnsitz kannst du deine Dokumente nicht erneuern und bist in Schwierigkeiten.

Was zu ändern wäre? Es braucht Wohnungen. Es gibt mittlerweile Menschen, die sich für ein Bett tagsüber irgendwo einmieten, aber auch gleichzeitig abends in der Coministraße (*Notunterkunft, Anmerkung der Redaktion*) schlafen. Dort kannst du ja erst um 20 Uhr in den Schlafsaal, musst um 8 Uhr morgens wieder raus. Es ist kalt und wo gehst du tagsüber hin?

Du musst das Handy aufladen, duschen. Also mieten Leute ein Bett: Sie zahlen 250 Euro, manchmal auch mehr. Um aber einen Wohnsitz zu haben, sind sie in der Coministraße angemeldet – wenn du dort abends nicht zum Schlafen kommst, fliegst du raus. Ein Freund von mir wohnt dort, er ist Konditor, verdient gut. Er hat mir gesagt: Ich schaff's nicht mehr. Wenn er nicht arbeitet, kann er nirgendwo hin. Er fängt um 3 oder 4 Uhr morgens an zu arbeiten, hört um 10 oder 11 auf. Er findet keine Wohnung. Er bittet mich um Hilfe, aber wir finden nichts. Wir fragen dann einen Italiener: Wir haben was im Internet gesehen, hilfst du uns, eine gute Mail zu schreiben, uns gut zu präsentieren? Manche helfen uns. Dann antworten die Vermieter auch, geben dir einen Besichtigungstermin. Dann sehen sie uns und sagen: Wir hören uns. Melden sich aber nicht mehr.

Ich verstehe nicht, wo genau das Problem ist: Ob sie glauben, dass du nicht zahlen kannst? Ist es, weil ich Schwarzer bin? Weil ich eine Wohnung nicht gut erhalten kann? Das frag ich mich immer. Eine Mietwohnung zu finden, das ist für Einheimische überhaupt nicht leicht in Südtirol. Aber für

Ausländer ist es noch viel schwieriger. Es ist immer das Gleiche.

Es gibt Lösungen. Aber sie wollen es nicht machen. Wenn das Land oder die Gemeinde eine Garantie bieten würde für die Vermieter, dann würde es gehen: Glaub mir, viele, die hier sind, arbeiten, haben unbefristete Verträge, verdienen 1.400, 1.500 Euro.

Oder, ein anderes Beispiel: Im Haus Aaron – ich war dort einmal untergebracht – gibt es viele Zimmer und es steht jetzt leer. Das Land soll das in die Hand nehmen und Leute darin wohnen lassen, die arbeiten – 400 Euro oder so pro Zimmer, so wie beim Wobi: 263 Euro pro Bett in einem Zweierzimmer. So viele arbeiten und haben nichts! Immer wenn ich beim Verdiplatz vorbeikomme und Leute draußen schlafen sehe, bete ich, dass ich nicht auch draußen lande. Deshalb lege ich mich ins Zeug, mir die Miete leisten zu können. Ich sage ja nicht, dass der Staat den Leuten Geld zum Leben geben soll, nein: nur eine Garantie geben, und die Leute könnten leben.

Einmal bin ich wütend geworden. Eine Freundin von mir hat eine Wohnung in Bozen, die sie vermietet. Ich dachte damals, als ich suchte und davon erfahren habe: endlich! Ich hab was gefunden. Ich rief sie an, wir redeten über die Wohnung. Sie fing plötzlich an, mir tausend Fragen zu stellen. Warum tat sie das? Als ich alle Infos geliefert hatte, sagte sie mir: „Tut mir leid Oumar, diese Wohnung ist nicht für dich. Such dir was anderes, das kannst du dir nicht leisten.“ Ich hab gesagt: „Nein, ich hab eine Partnerin, die bürgt, wir schaffen das.“ Sie sagte: „Nein, es geht nicht.“ Da bin ich wütend geworden. „Du, die du mir helfen könntest in so einem schwierigen Moment, hilfst mir nicht.“ Ich habe mich gefragt: Vertraut sie mir nicht? Glaubst sie mir nicht?

Integration? Ja, wir sind integriert. Aber es gibt keine Inklusion. Wir sind hier, arbeiten, studieren, sind aber nicht aufgenommen. Allzu oft sind wir „unter uns“. Mehr als einen Kaffee trinken zu gehen klappt nicht. Ich weiß nie: Ist die Kultur hier so? Sind die Leute so oder ist es eine Angst vor anderen? Oder sind es einfach Vorurteile: Ah, das sind alles Kriminelle. Die Leute verpassen anderen eine Etikette.

Wir sind nicht alle heilig, genauso wenig wie alle Italiener oder Deutschen heilig sind. Aber die Leute sehen nicht die guten Dinge, die wir tun. Sie sehen nur das Schlechte.

Das größte Problem, das wir alle haben, ist die Wohnungssuche. Daran hängt alles andere. ■

Notiert von: Alexander van Gerven

„AH, NEIN,
DOCH NICHT,
SAGTE ER,
ALS ER MICH
GESEHEN HAT.“

Oumar Kande

TITEL

„MANCHE SAGEN ES DIR GERADE INS GESICHT: KEINE AUSLÄNDER!“

Mamadou Diallo, 26, Fahrradmechaniker

Wir treffen Mamadou Diallo in seiner Fahrradwerkstatt in der Bozner Napolistraße. Diallo, er wird bald 27, hat sich vor gut eineinhalb Jahren selbstständig gemacht, der Laden läuft, immer mehr Menschen fahren Fahrrad. Er ist auch schon Vater geworden.

Arbeit ist nicht sein Problem, die Wohnung ist es. Zurzeit zahlt er 1.300 Euro Miete für eine Zweizimmerwohnung. Das ist viel zu viel, deshalb sucht er für sich und sein Kind etwas. Es soll sicher und stabil sein, keine Wohngemeinschaft mit vielen anderen. Aber es klappt nicht, sagt er: „Manche sagen es dir gerade ins Gesicht: keine Ausländer. Auch bei den Agenturen. Und bieten dir nur Überteuertes an. Dabei gibt es so viele Wohnungen! Aber mir geben sie sie nicht.“

Einmal hat eine Freundin für ihn den Kontakt für eine Wohnung in Gries hergestellt: Es schaut so aus, als würde alles passen – dann kommt er persönlich vorbei und es heißt: nichts, Absage. Auch wenn ein Kumpel bürgt, sobald Diallo selbst hingeht: nichts. „Manche verstehen, wenn ich anrufe, nicht sofort, dass ich Ausländer bin. Aber dann, sobald sie es verstehen ...“

Klar gebe es Menschen, die schlechte Erfahrungen gemacht haben, sagt Diallo: „Aber wir sind nicht alle gleich!“ Die Leute seien manchmal sogar überrascht, wenn sie sehen, wie sauber es in seiner Wohnung oder in der anderer Schwarzer ist.

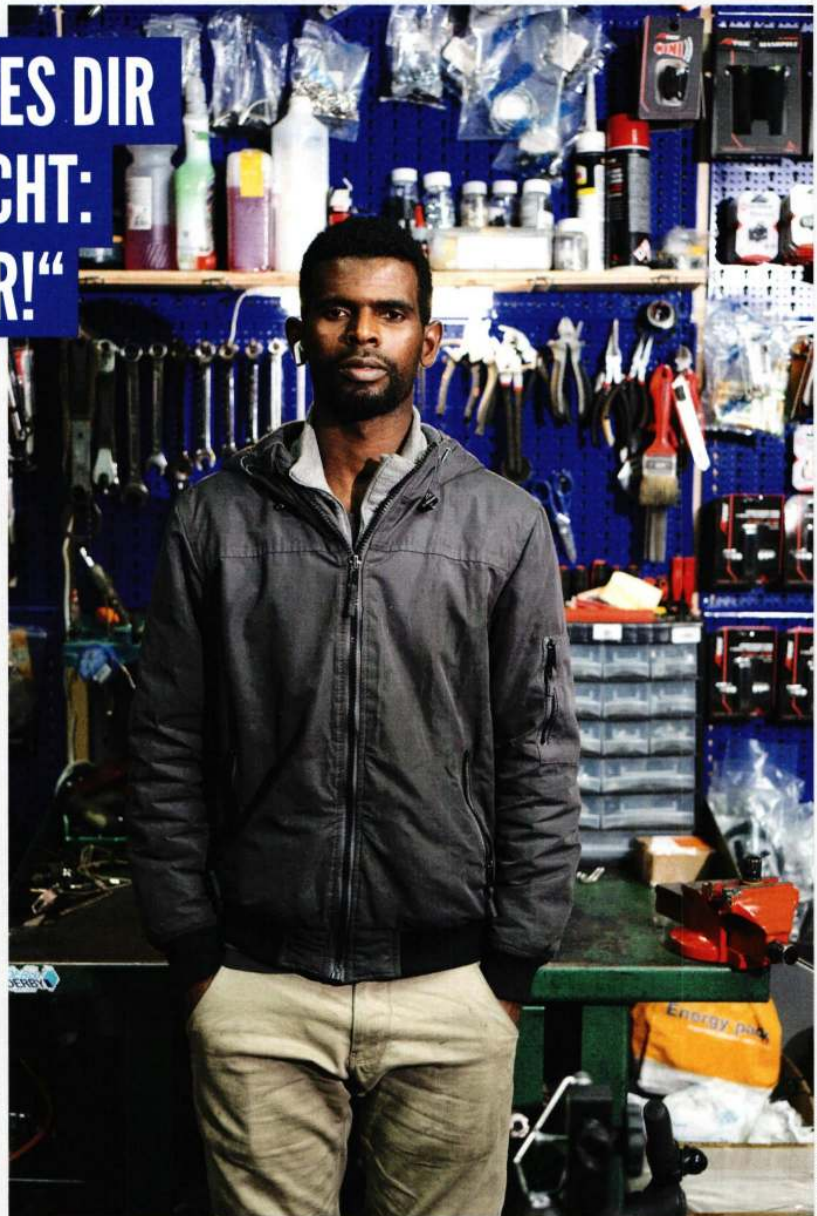


Foto: Ludwig Thalheimer

Es gebe so viele, die eine Arbeit haben, aber keine Wohnung: „Die Leute leiden“, sagt Diallo, „Leute, die arbeiten, Steuern zahlen.“ Sie würden bei den herrschenden Preisen ausgebeutet: Entweder du nimmst das oder nichts.

Diallo lebt seit acht Jahren hier, ihm gefällt es in Bozen sehr gut, er hat viele Freunde, fühlt sich wohl. Wäre da nicht die Wohnungsfrage. „Es ist schwierig“, sagt er zum Abschluss, „Einstellungen zu

verändern.“ Die Gemeinde müsse etwas tun. Sie müsste Wohnraum schaffen und diesen gezielt an Menschen vermieten, die auf dem freien Markt nicht zum Zug kommen, auch wenn sie es sich teils leisten können. Und noch etwas schiebt Diallo in Richtung leerstehender Gebäude hinterher: „Wer eine leere Wohnung nicht vermietet, sollte hohe Steuern darauf zahlen.“ ■

Alexander van Gerven

Das fängt mit dem Wohnsitz an: Im Studierendenwohnheim hat sie keinen gekriegt, es blieb ihr der in einer Unterkunft in Rovereto, wo sie nach ihrer Ankunft in Italien gelebt hatte.

Ohne Wohnsitz hat sie kein Anrecht auf Unterstützung wie ein Stipendium, sie scheint immer als „nicht ansässig“ auf. Bei der Uni Trient, die ein Recht auf Unterkunft für Studierende garantiert, war das noch anders. Ohne Wohnsitz kann Ayama für ihr Kind keine Begünstigung bei den Kitakosten beantragen. Um in Südtirol Sozialhilfen zu empfangen, muss man den Wohnsitz seit mindestens fünf Jahren hier angemeldet haben. Die fünf Jahre, die Ayama anderswo in der Region, im Trentino, gelebt hat, zählen nicht. Eine absurde Situation. Trotzdem werfen ihr Menschen im Alltag pauschal vor, sich vom Staat alimentieren zu lassen.

„Ich habe das Gefühl“, sagt Ayama, „dass sich alles um mich herum schließt, ohne dass es einen Ausgang gibt.“ Die Aufenthaltsgenehmigung bei der Quästur zu bekommen – für die sie jedes Jahr 600 Euro zahlt –, ist jedes Mal ein willkürlich wirkendes Nervenspiel, das berichten auch andere Gesprächsteilnehmer dieser Geschichte. Ohne Aufenthaltsgenehmigung darf man nicht verreisen. Manche Sozialleistungen sind an langfristige Aufenthaltsgenehmigungen gebunden, die eine internationale Studentin wie Ayama nicht bekommt.

„Ich mag dieses Land“, sagt Vanessa Ayama, „aber ich schaffe es nicht mehr, muss immer wieder von Neuem anfangen, nie öffnet sich eine Tür, immer sind da nur Hindernisse, nie geht es einen Schritt voran.“ Wie viele andere schon länger hier lebende Kamerunerinnen, überlege sie sich wegzugehen. Ayama glaubt, dass Migrantinnen auch eine Chance für Südtirol sind. Einer Sozialarbeiterin sagte sie einmal: Investiert doch in mich, ich kann später ja mit meinem Abschluss für das Land arbeiten. Es half nichts. Die Verwaltung müsse offener, pragmatischer werden, sagt Ayama. Das System sei schlecht organisiert, Italiens Migrationspolitik nicht gut. „Du kannst dich nicht integrieren, du fühlst dich hier immer als Ausländerin“, sagt sie zum Abschluss unseres Gesprächs.

Einzimmerwohnung an Ortsansässige in Haslach, 650,00 Euro zu vermieten.

Bozen, St. Magdalena: Kleinwohnung, möbliert, 55 qm, 3 Zimmer, 3 Zimmer, Autoabstellplatz, an Ortsansässige vermietbar.

3-Zimmer-Wohnung in BZ/Haslach vermieten

920€

Ich biete...

Möblierte Wohnung an Einheimische Familie. 2 Schlafzim./Wohnzim./Bad/Küche/Balkone/Keller/Autostellplatz/privater Kinderspielfeld. Gute Busverbindung

Appartamento a Bolzano Gries

1.600 €/Monat
Mietobjekte

Beschreibung

Affitto da gennaio appartamento rinnovato zona Gries a Bolzano. Mq 92 netti ultimo piano, 2 stanze da letto, ampio soggiorno, cucina arredata abitabile bagno + wc separato grande sgabuzzino ascensore ariacimattizza. Solo super referenziati e residenti

Vermiete 2-Zimmer-Wohnung in Vahrn

123 €/Monat
Mietobjekte

Beschreibung

Neue, helle, teilmöblierte 2-Z-Wohnung ab sofort in Vahrn an einheimisches Paar/Einzelperson mit fixem Arbeitsvertrag zu vermieten.
1.Stock mit Aufzug, bestehend aus Wohnzimmer mit möblierter Kochnische, Schlafzimmer, Bad, Balkon, Keller, Tiegaragenbox. Keine Haustiere. Bei Interesse PN mit kurzer Vorstellung.

Ein paar aktuelle Beispiele aus verschiedenen Wohnungsportalen Südtirols. „Nur für Einheimische“ zu schreiben, ist in Italien illegal. Anders als in Österreich droht hier aber keine Verwaltungsstrafe.

„Nur für Einheimische“: Wer Wohnungsanzeigen wälzt, stößt immer noch und immer wieder auf diesen Zusatz. Das zu schreiben ist gesetzeswidrig, erklärt Priska Garbin, die seit Februar die Antidiskriminierungsstelle des Landes leitet. Viele Vermietende wissen das mittlerweile und schreiben deshalb „nur für Ortsansässige“. Es läuft auf dasselbe hinaus.

Bei Priska Garbin landen häufig Meldungen von Menschen, die am Wohnungsmarkt diskriminiert werden. Darunter offen rassistische Aussagen von Immobilienmaklern und Eigentümerinnen. Sie nennt ein Beispiel: „Menschen aus Pakistan machen nur Probleme.“

„Hier kommen Vorurteile und Klischees zum Vorschein“, sagt Garbin, „obwohl man die Leute, die eine Wohnung suchen, gar nicht kennt.“ Ihr fällt auf, wie Menschen mit Migrationshintergrund viel länger nach Wohnungen suchen, dann mehr zahlen, in schlechter ausgestatteten Wohnungen leben und oft größere Probleme haben, die Kaution

zurückzubekommen. Sie erzählt von einem rassistisch aufgeladenen Streitfall unter Nachbarn, wo die einen schließlich erfolgreich beim Eigentümer Druck machten, um die anderen rauszukriegen.

So wie es diese schlimmen Beispiele gibt, so wie es die schlechten Erfahrungen gibt, die Vermietende gemacht haben, so gibt es auch gute Beispiele. Da ist Emran, der Pakistaner, der in Bozen für sich und seine Familie einen Vermieter gefunden hat, mit dem er sich so gut versteht, dass sie sich streiten, wer die Reparaturen in der Wohnung zahlen darf.

Da sind zwei Afghanen, die im Raum Bozen einen Vermieter, der anfänglich skeptisch war, überzeugen konnten, und nun läuft es wunderbar. Da ist Ruth Volgger aus Brixen, in der Immobilienbranche tätig, die mit dem Vermieten an „Ausländer“ bessere Erfahrungen macht als mit dem Vermieten an „Einheimische“.

Und da ist das Beispiel von Sara Dejakum, Geschäftsführerin eines hochpreisigen Hotels auf der Plose, die mit dem

TITEL

Imran wollte anonym bleiben, er heißt eigentlich anders. Dorfnamen im Text sind ebenfalls abgewandelt. Imran ist ein Mann mittleren Alters mit Familie und Vollzeitjob in einem Industriebetrieb in Bozen.

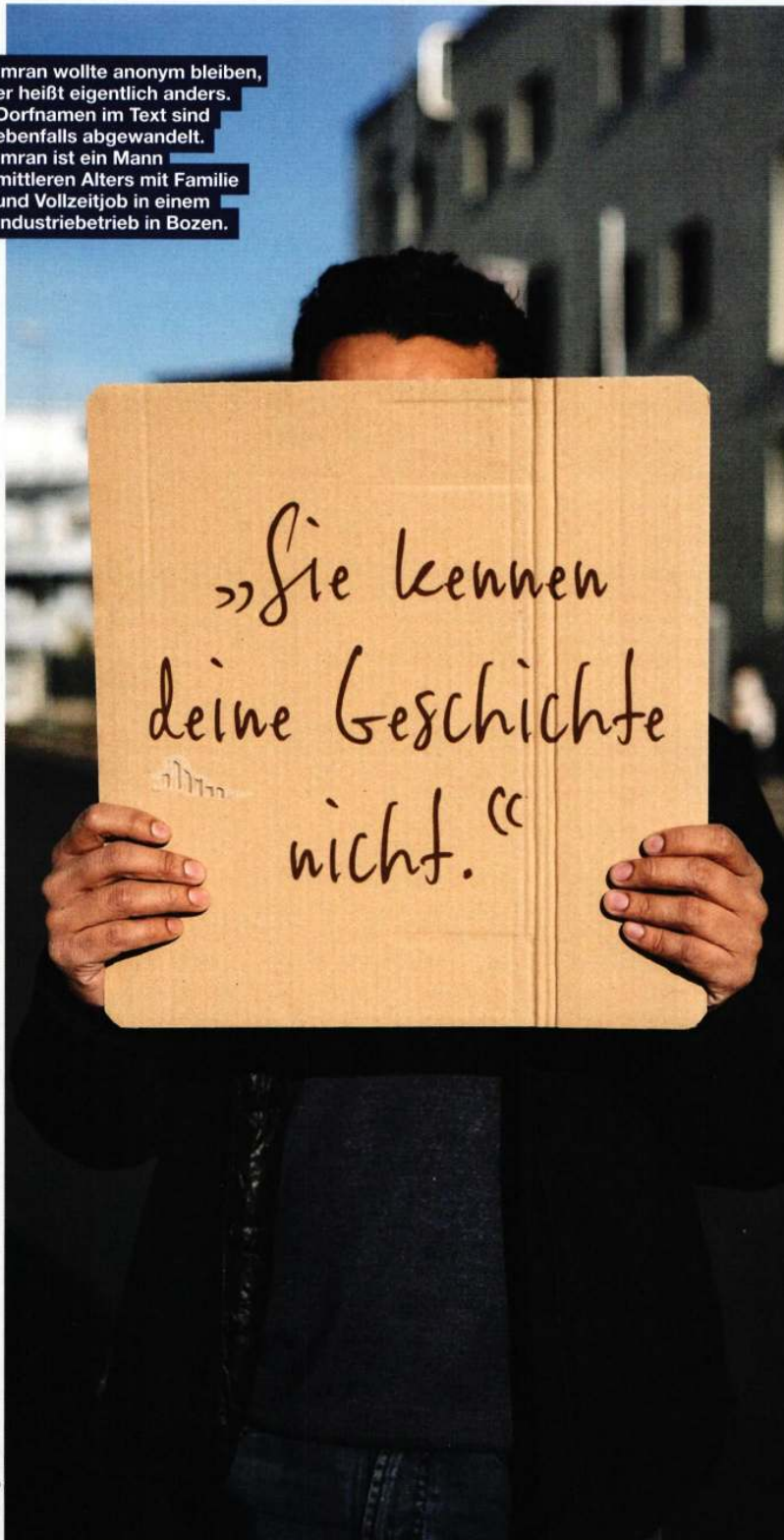


Foto: Ludwig Thälmer

Ich bin seit 2001 in Italien, stamme aus Bangladesch. Ich lebe in Südtirol zusammen mit meiner Frau, meinem Kind, meinem Bruder und meinen Eltern. Zuerst haben wir sieben Jahre lang in einem Dorf im Raum Bozen gewohnt, in einem alten Haus, schlecht isoliert, Mäuse und Käfer rannten herum. Im Winter war es kalt, gesund war das nicht. Damals haben wir um die 700 Euro Miete bezahlt, mussten dann aber raus, das Haus musste renoviert werden.

Dann begann die Suche. In der Zwischenzeit hatte ich meine Arbeit aufgenommen, wo ich auch heute noch bin. 2008 haben wir etwas in einem Dorf gefunden, 1.100 Euro, 85 Quadratmeter. Dort haben wir gewohnt, bis wir die Mitteilung bekommen haben: Der Besitzer will uns raus haben, er will das Haus verkaufen. Das war vor zwei Jahren.

Wir fingen wieder an zu suchen. Obwohl wir uns an Gesetze und an das Leben hier halten, mittlerweile die Staatsbürgerschaft haben, fanden wir nichts. Der Gerichtsvollzieher gab uns schließlich noch ein Jahr. Ich suchte jeden Tag, bin bei Agenturen und Websites eingeschrieben – niemand hat mich je angerufen. Wenn du dich bei den Vermietern vorstellst, „verwechseln“ sie dich: Die Leute kennen deine Geschichte nicht! Sie wissen nicht, was für ein Mensch du bist. Das ist das Problem. Sie haben üble Vorurteile gegen Ausländer, sie sehen nicht dich. Dass wir zu sechst sind, hilft auch nicht.

Letztes Jahr hat mein Vater Lungenkrebs bekommen, musste eine Bestrahlungstherapie machen. Das war eine tragische Zeit, ich musste mich auch noch um ihn kümmern und gleichzeitig eine Wohnung suchen. Niemand hat mir geholfen, auch nicht das Wobi: In einem Dorf hatte ich 24 Punkte, war dort sogar an erster Stelle, aber nichts war frei. Ich hab mich auch in Bozen eingeschrieben, war dort aber weit hinten auf der Warteliste, 150. Stelle. Also: Es gibt keine Hoffnung auf eine Wobi-Wohnung.

Irgendwann habe ich begonnen, auch meinen Chef um Hilfe zu fragen. Er fand eine Wohnung in einem Dorf, wir gingen hin, die Wohnung schien schon ewig leer

zu stehen, der Besitzer sagte ja, passt, er gibt sie uns, auch weil mein Chef dabei war. Am nächsten Tag dann der Anruf: doch nichts. Ich habe wohl einen schlechten Eindruck als Ausländer gemacht. Dabei habe ich hier bei Freunden und Arbeitskollegen eigentlich einen guten Ruf! Das wird nicht berücksichtigt.

Mittlerweile schaue ich alles durch, was an Annoncen kommt, jeden Tag rufe ich an, schreibe Mails, fast niemand antwortet. Wenn, dann antworten sie mit: Die Wohnung ist schon weg. Im März dieses Jahres kam der Gerichtsvollzieher: Ihr habt sieben Tage Zeit zu gehen, dann wird geräumt. Wir sind zu meiner Schwester ins Überetsch gezogen, haben dort zu elft auf 90 Quadratmetern gewohnt. Das ist zu viel.

Dann hat eine Arbeitskollegin auf Facebook zum Glück etwas Kurzfristiges gefunden, einen sogenannten „contratto transitorio“, der geht ein Jahr. Ich musste annehmen, obwohl es eigentlich nicht geht: Wir zahlen 1.300 Euro Miete plus 400 Euro alle zwei Monate an Rechnungen, durchschnittlich also 1.500 Euro im Monat. Bei so einer Art Vertrag kriegt man zudem keine Mietbeihilfe. Ich bin zurzeit monatlich im Minus.

Mein Vater bekommt die Mindestpension, seit dem Tumor kann er nicht mehr arbeiten; mein Bruder ist alkoholkrank, nur ich arbeite. Ich muss alle durchbringen. Ich übernehme zurzeit jede Überstunde, die ich machen kann, jedes Wochenende. Mein Chef sagt: Ich bin in der Firma der mit den meisten Arbeitsstunden in den letzten 15 Jahren. Mein Chef hat mir auch eine Empfehlung geschrieben, die ich bei Vorstellungsgesprächen bei Wohnungen mitnehme. Darauf steht (*er zeigt sie, Anmerkung der Redaktion*), dass ich seit 16 Jahren hier arbeite, verlässlich bin und so weiter. Zuletzt war ich im Unterland bei einer Besichtigung, mit der Referenz. Die sagten eigentlich ja, guter Eindruck.

Als sie dann sahen, dass wir zu sechst sind, haben sie abgesagt. Obwohl es mit sechs Leuten gegangen wäre, es waren drei Zimmer dort.

Aufgrund all dieser Erfahrungen bin ich in eine Depression verfallen, habe lange Zeit in Angst gelebt, habe Antidepressiva und Schlaftabletten genommen. Zum Glück bin ich aber von guten Leuten umgeben, das hilft! Mein Alltag ist sehr schwierig. Ich habe wegen der Therapie meines Vaters ein Darlehen aufnehmen müssen, ich habe jetzt über 50.000 Euro Schulden, die sind abzubezahlen, aber jetzt gerade bin ich jedes Monat im Minus. Vom Kreditgeber wurde mir zwischen-

durch ein Skonto gemacht, der hat uns das Leben gerettet, sonst hätten wir flüchten müssen. Ich habe auch niemanden mehr, der mir etwas leihen könnte, alle Freunde und Bekannten, mit denen ich gut auskomme, habe ich schon „abgeklappert“. Ich suche das Licht am Ende des Tunnels. Wo andere von Luxus träumen, träume ich einfach nur von Normalität: Miete zahlen, Rechnungen zahlen, das ist für mich zum Traum geworden. Mein Alltag ist zum Alptraum geworden.

Was hinzukommt: Die Heizung funktioniert im Schlafzimmer nicht, wir messen dort 15,5 Grad (*er zeigt ein Foto, Anmerkung*). Der Vermieter aber wird wütend, wenn wir das ansprechen. Einmal haben wir die Waschmaschine am Sonntag um 5 Uhr nachmittags eingeschaltet, daraufhin hat der Nachbar, der mit dem Vermieter bekannt ist, uns gedroht: Entweder ihr schaltet sie ab oder wir würden „dolori“ haben! Ich will niemanden stören, wir müssen uns anpassen.

Grad versuche ich, für meinen Bruder Arbeit zu finden. Am 1. April müssen wir draußen sein. ■

Notiert von Alexander van Gerven

„ICH TRÄUME VON NORMALITÄT: MIETE ZAHLEN, RECHNUNGEN ZAHLEN.“

Imran

Haus der Solidarität in Brixen und dem Roten Kreuz zusammenarbeitet. Dejakum stellt Menschen, die im HDS oder in der Brixner Schenoni-Kaserne leben, probeweise an, und wenn es klappt, dann fix mit Unterkunft im Mitarbeiterhaus.

Der nächste Schritt: Dejakums Betrieb mietet Wohnungen an, tritt als Bürge auf, Dejakum begleitet die Menschen zur Quästur, zum Hausarzt, hilft ihnen, Dokumente zu besorgen. Viele vermieten lieber an einen Betrieb und nehmen dadurch sogar steuerliche Nachteile in Kauf (sie verzichten auf die sogenannte „cedolare secca“, die Abgeltungssteuer auf Mieteinnahmen).

Einmal sei, sagt Sara Dejakum, schließlich auch der letzte Schritt gelungen: Vier Angestellte haben es geschafft, eigenständig zu mieten.

Was könnte noch gemacht werden? Wie kommen wir als Gesellschaft aus dieser verwickelten Lage wieder heraus? Wie lassen sich Vermietende dazu motivieren, auch an die zu vermieten, die sie (noch) nicht als Einheimische sehen?

„Man muss die Menschen anders als mit der moralischen Keule erreichen“, sagt die Anwältin Priska Garbin. Ängste der Vermieter seien anzusprechen, nicht herunterzuspielen. Konkrete Lösungsvorschläge, die Gesprächspartner dieser Geschichte nennen: Wohnraum schaffen, Leerstand verunmöglichen, Arbeitgeber in die Pflicht nehmen, konventionierte Wohnungen zuweisen, eine vermittelnde Behörde schaffen, die als Mediator auftritt, anmietet und gezielt weitervermietet. Und: einen Garantiefonds einrichten. Der Garantiefonds für Vermieter ist im neuen Wohnbauförderungsgesetz enthalten. Wenn auch in einer Form, die von der Opposition als falsch und zu schwach kritisiert wird.

Und dann ist da das Thema „Sensibilisieren“. „Was uns fehlt“, hat die Lananer Aktivistin Fouzia Kinyanjui im Frühjahr zu ff gesagt, „ist ein Bekenntnis: Wir müssen uns eingestehen, dass wir in einer rassistischen Gesellschaft leben.“ (*ff* 13/22). Es ginge darum, sagte damals Sabrina Kasmi vom Forum Prävention zu ff, über die eigenen Privilegien nachzudenken. Bewusstsein schaffen, aber nicht mit dem erhobenen Zeigefinger. ■